



Nr. 5.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1931.

Ein Kirchlein steht im Blauen.

Wie die Worpssweder Kirche begründet wurde.

Die großen Moore zwischen Bremen und Bremerbörde, die man gewöhnlich unter dem Namen „Teufelsmoor“ zusammenfaßt, lagen bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts als Einöden, in die sich keine Menschenseele wagte. Einzig der Weherberg und sein Fuß waren besiedelt. In die ausgedehnten, unberührten Moorflächen erfolgte durch die Gründung der Glaschütte am Fahrenberge bei Gnarrenburg im Jahre 1752 der erste Vorstoß, während nur wenig später im Süden die ersten Siedlungen entstanden, deren Gründung mit dem Namen Findorf verknüpft ist.

Die ersten Orte in dem nun aufgeschlossenen Teufelsmoor waren:

1. Neu-St. Jürgen, gegründet 1753, auf einem Sandhügel am Schmo, mit 45 Häusern; 2. Wörbedorf, ebenfalls 1753 gegründet, auf der Nordseite der Wörpe, 51 Häuser zählend; 3. Eichdorf — das spätere Eickedorf — mit rund 20 Häusern und 4. Sendorf, für das Schwieler 1759 als Gründungsjahr angibt, am Kolbeck, mit 30 Feuerstellen.

Der Anfang war so vielversprechend, daß es keiner großen Sehergabe bedurfte, um die weitere Entwicklung vorausschauend zu überblicken. Man durfte annehmen, daß in wenigen Jahrzehnten das Moor dicht besiedelt sein würde. Ueber die Hauptföhrge, den Siedlern eine gesicherte Existenz zu verschaffen, versäumte die hannoversche Regierung nicht die ihr obliegende Pflicht, sogleich im Anfange auf geordnete Kirchen- und Schulverhältnisse hinzuwirken. So wurde schon 1755, als der Kammererrat von Bremer zu Osterholz die Namen für die vier soeben erwähnten Dörfer festlegte, ins Auge gefaßt, im Moore eine neue Kirche zu begründen. Worpsswede und die alten Dörfer in seiner Nähe zu jener Zeit waren nach Scharnbeck eingepfarrt. Diese Verbindung wurde bei den damaligen schlechten Wegen nicht nur von den Worpsswedern als ein Uebelstand empfunden, sondern es war auch für den Geistlichen in der rauhen Jahreszeit allemal eine Strapaze, wenn er ins Teufelsmoor mußte. So begegnete es allgemeiner Zustimmung, als die hannoversche Regierung beschloß, die östlich der Hamme gelegenen Dörfer von Scharnbeck abzuzweigen und Worpsswede zuzuweisen; denn daß Worpsswede als der natürliche Mittelpunkt die Kirche erhalten müsse, war allen eine Selbstverständlichkeit.

Von einigen Quertreibern in Waakhausen abgesehen, war der Moorbewohner Wille völlig einheitlich, eine neue Kirche zu errichten. Nur eine Sorgenwolke stand am Himmel: die Beschaffung der Gelder. Denn die Kolonisten waren arm und hatten anfangs schwer genug um den Lebensunterhalt zu ringen. Die Ausführung wäre am Ende noch weit hinausgerückt worden, hätte nicht der Landesfürst aus eigenen Mitteln 3880 Reichstaler in die Baukasse gegeben und das Ministerium überdies noch 1000 Reichstaler beigesteuert. Das war ein guter Anfang. Das Dorf Worpsswede tat ein übriges; denn die Bauerschaft erklärte sich 1756 bereit, nicht nur den Platz für die Kirche und den Kirchhof, sondern auch die Bauplätze für Pfarrhaus und Küsterei unentgeltlich herzugeben. Für den Prediger wurde außerdem noch soviel Saatland, „darin ein Scheffel Roggen fallen kann“ ausgewiesen und außerdem für den Prediger vier, für den Küster zwei Kuhweiden aus der Gemeinheit, noch dazu frei von Viehhirtengeld, hergegeben. Dagegen lehnten die Bauern es ab, noch weiteres Wiesenland zu schenken. „Sie hielten dafür, daß, wenn Prediger und Küster in ihrem Amte und Leben sonst nur untadelhaft wären, es ihnen an Winterfutter für ihr Vieh nie fehlen würde“.

Zum Bauplatz für die Kirche wurde der Gartenberg ausersehen, dessen Kuppe zu diesem und dem weiteren Zwecke des Kirchhofes abgeebnet werden mußte. Das Pfarrhaus und die Küsterei sollten etwas unterhalb der Kirche liegen. Die Baupläne lieferte Jürgen Christian Findorf, der damals noch Amtsvogt zu Renenkirchen im Amte Rotenburg war. Am

18. April 1757 wurde der Kirchenbau in Angriff genommen. Er konnte ungeachtet der Kriegsunruhen, insbesondere des französischen Einfalles fortgesetzt werden, so daß die Kirche Ende 1758 fertig dastand. In einer Schrift, die bald nach der Vollendung der Kirche erschien: „Heilige Reden, welche bey der Einweihung zweyer Kirchen, davon die eine ganz neu fundieret,*¹) die andere aber neu aufgebaut**²) worden, gehalten, und nebst kurzen historischen Nachrichten von diesen Kirchen und den dazu gehörigen Gemeinden ans Licht gestellt worden von Johann Hinrich Pratje“ (Hamburg 1760) wird die Worpssweder Kirche also beschrieben:

„Die Kirche zum Worpsswede hat nicht nur von außen ein sehr gutes Ansehen; sondern es ist auch inwendig alles nach der besten Symmetrie eingerichtet. Die Kanzel liegt über dem Altar, und beybe, Kanzel und Altar, sind mit einer schönen Bekleidung versehen. Der Gotteskasten und die Tische sind, zur Ersparrung des Raumes, auf eine sehr geschickte Art, in den beyden Köpfen der, bei dem Austritt auf dem Altar stehenden, kleinen Pfeiler angebracht worden. Die aufstehende Wand des Altars ist mit einem vortrefflichen Gemälde geziert. Die Invention und meiste Arbeit gehöret dem Herrn Amtsvogt Findorf, der durch dies Gemälde seinen guten Geschmack und die Kunst seiner Hand und seines Pinsels deutlich bezeugt hat.“

Am Sonntag Judica 1759, der auf den 1. April fiel, wurde die Kirche geweiht. Die Kirchenweihe gestaltete sich zu einer der größten Feierlichkeiten, die Worpsswede je sah. In der Morgenfrühe war der Generalsuperintendent Pratje mit dem Schiffe von Osterholz gekommen. Er begab sich zunächst ins neue Pfarrhaus, wo außer anderen geladenen Gästen die Beamten aus Osterholz und Ottersberg seiner schon harreten. Sobald die Glocken den Beginn des Gottesdienstes verkündeten, ordnete sich alles zum feierlichen Zuge. Voran schritten zwölf Schulknaben mit den neuen Büchern der Kirche und den Abendmahlsgeräten, ihnen folgten die Würdenträger, die Kirchenjuraten usw. Vorsorglich hatte Amtmann Meiners einige Soldaten beordert und die Kirchentüren besetzen lassen, damit alles geordnet verlauge. Sobald die Prozession indessen die Kirche erreicht hatte, drängte eine ungeheure Menschenmenge derart ungestüm gegen die Kirchentüren, daß die Soldaten zur Abwehr machtlos waren. Sie mußten sich lediglich darauf beschränken, am Altar soviel Platz freizuhalten, daß die gottesdienstlichen Handlungen ungehindert erfolgen konnten.

Nachdem Pastor Johann Wilhelm Hönert aus St. Jürgen die Liturgie gesungen und den 100. Psalm gelesen hatte, ergriff der Generalsuperintendent Pratje das Wort zur Einweihung der Pionskirche. Als er geendet hatte, bestieg Johann Friedrich Jakob Telge als erster Worpssweder Prediger die Kanzel zu seiner Antrittspredigt, der er das Bibelwort Johannes 8, Vers 51, zugrunde legte. Die ganze Feier wurde durch Musik und Gemeindegesang eingefaßt. (Pastor Telge stammte aus Quedlinburg am Harze, wo er 1716 geboren war, und bekleidete vor seiner Berufung nach Worpsswede die Pfarre in Wulsbüttel im Kreise Gesehmiünde.)

Gelegentlich der Einweihung wurden auch die Kirchenstühle angewiesen, und zwar erfolgte die Zuteilung allein nach dem Besitze. Jeder Vollhöfner erhielt drei Mannes- und drei Frauenstühle; ein Halbhöfner, Pflug- oder Handkötner, worunter die neuen Anbauer begriffen waren, zwei Mannes- und zwei Frauenstühle; jeder Brinkkötner oder Heuerling einen Mannes- und einen Frauenstuhl. Die Stühle waren in drei Klassen geteilt, und es waren von jedem Stande der ersten Klasse 3 Reichstaler, der zweiten Klasse 2 Reichstaler und der dritten Klasse 1 Reichstaler

*¹) Worpsswede. **²) Scheefel.

zu bezahlen. Die Kirchenstühle selbst durften von den Hoftellen, denen sie zufielen, zu ewigen Zeiten nicht getrennt werden.

Bald nach der Begründung der Kirchengemeinde Worpsswede äußerten die Einwohner von Eidedorf den Wunsch, von Worpsswede abgezweigt und dem nahen Wilstedt zugeteilt zu werden. Dem wurde Rechnung getragen. Dafür kam Lünninghausen, gegründet 1764, zu Worpsswede, so daß die Größe der Gemeinde ziemlich unverändert blieb. Das Wurtendorf Viehland, obwohl es östlich der Hamme liegt, blieb bei Osterholz; dahin ist es heute noch eingepfarrt.

D. Steilen.

Gruß und Begrüßungsformen auf dem Lande.

„Hier ist keine Heimat — jeder treibt sich an dem andern rasch und fremd vorüber.“ Das ist wohl der nächste und unmittelbarste Eindruck, den der Landbewohner im Straßengetriebe der Großstadt empfängt. Trotz des Ansturmes neuer und starker Sinnesindrücke fühlt er sich doch einsam im Strome der Menschen. Die kalte Teilnahmslosigkeit in der sich drängenden und einander überhaßenden Menge macht ihn frösteln.

Wie ganz anders ist es doch daheim! Die durch gemeinschaftliche Berufsinteressen und durch nachbarliche oder verwandtschaftliche Beziehungen verbundenen Bewohner des Dorfes haben stets soviel Zeit, daß sie durch eine stumme Geste oder durch ein freundliches Wort sich ihre Anteilnahme an der Arbeit oder am Wegziel bekunden. Ganz abgesehen davon, daß ihnen eine solche Höflichkeitsbezeugung durch die vom Alter geheiligte Sitte im Blute liegt. Die gegenseitige Unterstützung beim Bau des Hauses, bei Unglücksfällen, bei Saat- und Erntearbeiten und die selbstverständliche Hilfeleistung bei Geburt, Krankheit und Tod — all das lehrt sie, in die verschlossenen Herzenswinkel ihrer Mitmenschen hineinzu schauen und veranlaßt sie, ihre Seele mitschwingen zu lassen bei Freud', Kummernis und Leid. Wort und Aneide, Gruß und Dank sind dieser Einstellung entsprechend angepaßt. Daher tritt man sich voll schlichter Natürlichkeit, Offenheit und innerer Wahrhaftigkeit gegenüber. Modisches Formenwesen wird mißachtet, dienen doch häufig genug solche gesellschaftlichen Formeln und Phrasen dazu, die wahre Gesinnung zu verbergen und zu verschleiern.

Dem Fremden gegenüber begnügt man sich meistens mit dem glückwünschenden Entbieten der Tageszeit: Sun'n Dag! Sun'n Abend! Sun'n Nach!

Einen Grad vertrauensvoller und freundlicher klingt schon die Fragestellung: Na, no Hus to? Wo geist? Schallt losgohn? Bet'n utgohn? Bet'n utföhen?

Oder die Aneide nimmt die Form einer Raterteilung an, die im Hinblick auf die lange Arbeitsdauer im bäuerlichen Betriebsleben, meist in der Mahnung gipfelt, häuslicherisch mit der Kraft umzugehen: Mof't man nich to stünn! Lot bi man Tied! Duäl di man nich to dull mehr! Duäl di man nich dot! Lot't man sinnig angohn! Mot man bald Fierabend!

Das ist übrigens nicht nur ein in Niederdeutschland bekannter Brauch. Nach Sartori grüßt man sich im bayerischen und österreichischen Gebirge mit: Zeit lassen! und in den Grasländern Nordamerikas rufen sich die Träger auf dem Marsche: mati zu, d. h. warten, langsam, Geduld!

Wendungen scherzhafter Art sind: Slop Rundstück, kannst morgen welle eeten! Slop di rund, kannst morgen boßeln!

Von besonderer Art sind der Empfang und Abschied im Hause. Die jedem Unbekannten gegenüber zu beobachtende kühle Zurückhaltung ist ein Hauptwesenszug unserer einheimischen Bevölkerung. Sie hat ihren Grund einmal in dem durch Erfahrungstatsachen anerzogenem Mißtrauen, dann aber auch — wenigstens in früheren Zeiten — in dem Überglauben, daß man die Räume seines Hauses und auch seinen Viehstall vor der Bezauberung und dem bösen Blick fremder Menschen hüten müsse. An vielen Orten der Marsch wurde vor der Zeit des agrarischen Aufstiegs der Geist der nicht in der Marsch geborene Gast in die Gefindestube geführt. In manchen Gegenden blieb der Hausvater beim Empfang des Eintretenden sitzen, um damit anzudeuten, daß er sich auch setzen möge.

Dem Gast gebührt ein Ehrenplatz: So sitten! Sett di bi'n Oben! Op'n groten Stohl! oder neuerdings: opt Sofa! Und dann vor allen Dingen: Snad'n halb Stieg Stücken! Sonst nimmt man den Hausbewohnern die Ruh'. Im Alten Lande sagt man schlicht: Willkommen! Bei Trauerfeiern werden hier noch heute zwei nahe Verwandte der Familie bestimmt, die den Trauergästen an der Tür einen Willkommen entbieten. Den Beweis gastfreier Gesinnung sucht man durch stetes Drängen zum Essen und Trinken zu bekunden. Ablehnung bedeutete Unfreundlichkeit oder gar Taktlosigkeit. Dem Bescheidnen oder Zurückhaltenden wurden Kuchen und Brot auf den Teller gepackt und Zwieback und Kaffeebrot in den Kaffee gestippt. Wer endgültig verzichten wollte, drehte Tasse und Teller um oder legte einen Löffel hinein. Wenn im Kreise Bedum jemand zum ersten Mal in ein Bauernhaus kam und seinen guten Eindruck hinterließ, so warf man die Schale der verzehrten Eier hinter ihm her. Das sollte bedeuten: Du bruchst mit nich wedder in't Hus to kommen!

Beim Abschied begleitete man den Gast bis zur Haustür oder bis an die Straße. Wenn jedoch eilige Arbeit davon abhielt, so hieß es kurz und herzlich: Nimm't G'leit mit! Sonst: Sol bi munter! (Du ok.) Komm ins wedder! Lot di't got gohn! Komm god über! Lot di mol wedder sehn! Oder: Schallt ok bedankt wesen! (Ach, dor nich vör.)

Auf die Grußformen der Hochzeitsbitter, Wanderburschen usw. soll hier nicht eingegangen werden. Ebenso nicht auf die Zwiegespräche beim Einholen der Braut oder bei ihrer Begrüßung am Herd des neuen Heimes.

Der Friesengruß lautete: „Gala frya Fresena!“ Nach Kempius überreichte man Becher und Trinthorn mit den Worten: „Set gild, ela frya Fresal!“ Die Antwort lautete: „Jaer wel, ela frya Fresal!“ Hermann Almers erwähnt in seinem Marschenbuch die Sitte der Wurster, bei Deichmahlen, Jagdessen usw. die sogenannte Landesgesundheit auszubringen: „Gott bewahre Dam un Wylen, Siel un Bollwerk un dergliken, darto unse Land un God un en ehrlich Wurster Bloed.“

Köster kennt einen etwas veränderten Wortlaut:

„Gott bewahre unse Land
Vör Krieg, Water, Pest und Brand
Newst den Dämmen und den Dieben
Glüssen, Towas und dergliken.
Und en ehrlich Wurster Blood
Sch beschützt mit Sab' und Good.“

Er erwähnt auch den zwar recht materialistisch klingenden, aber doch menschlich verständlichen häuslichen Wurster Gruß: „God dröge (segne) de bottern un den kornhupen.“ J. C.

Funde im Ader.

Von Heinrich Brigge (Lehnstedt).

Vor den Hünensteinen, diesen gewaltigen Steinbauten aus grauer Vorzeit, wird schon mancher gestanden und darüber nachgegrübelt: Wie haben die Menschen damals nur diese Steine aufeinandergelegt? Sie sollen doch die einfachste Maschine nicht gekannt haben! Heute noch würde es uns schwer fallen, diese Steine zu transportieren und aufzubauen! —

Vielleicht sind einige Nachdentliche durch diese Ueberlegung schon zu der Ueberzeugung gekommen, daß die hier vor Jahrtausenden lebenden Völkstämme nicht einfache, kulturlose Völker gewesen sein können. Deutlicher erkennt man das noch, lernt man erst die Gerätschaften dieser Völkstämme kennen. Trotzdem es hier noch einige gut erhaltene Hünengräber gibt, trotzdem man den Standort zahlreicher anderer, die leider schon zerstört sind, nachweisen kann, wenn auch Urnen und Gefäßscherben hier überall sehr zahlreich und mit verschiedener Verzierung gefunden sind, Waffen und Gerätschaften kamen kaum zum Vorschein. In einem Hünengrab wurde vor Jahren eine Pfeilspitze aus Feuerstein entdeckt, weiter fanden sich in den letzten Jahren ein Spinnwirtel und ein zertrümmertes Steinbeil. Das war sonderbar in einer Gegend, in der man heute noch den Standort von sieben Hünengräbern nachweisen kann. Aber auch Waffen und Gerätschaften aus vorgeschichtlicher Zeit sind hier zahlreich vorhanden. Fast überall findet man sie jetzt auf den Felsen in mannigfaltigster Form aus den verschiedensten Gesteinen. Die Ausbeute des verschlossenen Herbstes war reich. Die Geräte zeigen praktische Formen; manche sind noch roh geschnitten, andere sind kunstvoll bearbeitet. Als erstes Stück wurde an der Straße in Lehnstedt eine wunderbar erhaltene Axt aus einem dunklen, harten Gestein gefunden. Sie ist 22 Zentimeter lang, die Schneide ist abgerundet, der Rücken läuft nach der einen Langseite spitz zu. Damit die Axt fest in der Hand liegt, sind die Seiten hohl geschliffen, wir haben also einen Faustkeil. Wie kommt dies wunderbare Stück an die Dorfstraße? Beim Straßenbau kam ein Teil der Steine von einer Neukultur am Heiner Hünengrab. Dort ist der Faustkeil mit aufgeladen, wieder abgeladen und zur Seite geworfen worden. Nun gingen die Schuljungen auf die Suche, auch die Fortbildungsschüler hatten.

Dreißig verschiedene Stücke wurden mit zur Schule gebracht, Schabmesser in allen Formen fanden sich, dazu Lanzenspitzen, eine Pfeilspitze, kleine Meißel, sogar ein Steinbolch. Das kleinste Stück ist ein 4 Zentimeter langes, fein geschliffenes Messer, also ein Westentaschenformat. Das Material ist meistens hiesiger Granit, es finden sich aber auch Stücke aus einem fremden, fettigen Gestein. Ein Meißel ist aus grauem Feuerstein gearbeitet, er ist besonders fein poliert. Auf dem Geestrande an der Marsch findet man dagegen mehr Feuersteingeräte. Wie oben schon angeführt, ist die Bearbeitung ganz verschieden. Es finden sich ganz einfach zurechtgeschnittene Geräte, während andere sauber geschliffen sind. Alle als Messer gedachten Werkzeuge zeigen aber Kerben und Ausparungen zum bequemen Anfassen.

Viele der gefundenen Stücke stammen vom „Branden“, so bezeichnet man heute noch eine kleine Ackerfläche am Wege von Lehnstedt nach Hagen am Heesen vorbei. Dort haben wir sicher eine hochinteressante Stätte. Ansonst lebt nicht ein Name Jahrtausende in der Erinnerung der Bewohner, es muß sich doch irgend etwas Bedeutsames für die Bevölkerung abgespielt haben. Ob eine Kultstätte hier bestanden, ob hier Stein- oder Bronzegeräte hergestellt sind, der Nachweis wird schwer sein, denn der Hügel, der hier früher lag, ist abgefahren in das Straßbett. In dem Straßenteil, der mit dem Hügelrand aufgefahren ist, fand sich schon ein Schabmesser. Bei einem Umlegen der Straße dürfte noch mehr zum Vorschein kommen. Auch die Umgebung des Hügels wird noch manches verborgen halten. Zeigt nicht das außen mit einer Glasur versehene steinharte Scherbenstück aus Ton und Steingruß, ähnlich wie eine Urne zusammengesetzt, an der innen eine bronzegrüne Farbe? Da liegt sicher ein Bruchstück aus dem Schmelztiegel eines Bronzegefäßes vor uns. Vielleicht stammt sogar das wunderbar erhaltene Bronze-raftermesser, das in der Schule zu Hagen aufbewahrt wird, aus der Werkstatt dieses Künstlers? —

Eine lange Zeit hindurch scheint der Hügel eine bedeutsame Rolle gespielt zu haben. Von den Schabern, die dort gefunden wurden, sind nämlich einige nur roh geschnitten, bei andern sind schon die Schneiden geschliffen, während andere ganz poliert sind.

Ob nun die Geräte hier angefertigt oder ob sie eingeführt wurden, — welche Zeitspanne aber verging, ehe man den Bronzezug dort vornahm! Und zeigen uns nicht die Eisengeräte und die eisenhaltigen

Schlacken, daß auch zur Eisenzeit das Schmelzfeuer hier noch brannte! In der näheren Umgebung des „Branden“ finden sich noch mehrere Urnenfelder. Auf den Feldern findet man die Scherben, im Seideboden aber sitzt noch manche Urne.

Eisenerzschlacke aber findet sich in der Umgebung des Hünengraves an der Heiner Grenze noch mehr. Mit der dort vor Jahren schon durchgeführten Kultivierung ist manches zerstört. Die Geräte aus Stein aber sind ja fast unverwundlich, denn weiche Gesteinsarten sind nicht verwandt.

Hoffen wir, daß immer mehr Leute ihre Aufmerksamkeit den eigenartig geformten Steinen zuwenden, die sich auf den Aekern hier überall vorfinden. Sie sind es wert, mitgenommen zu werden, denn ihre wunderbar praktische und formvollendete Bearbeitung zeigt uns die Kulturblicke eines hier vor Jahrtausenden lebenden Volkes.

Altdutsche Grundwörter in der Namensgebung des Regierungsbezirks Stade.

Von Professor Dr. R. Stuhl.

Aus den tieferliegenden Schichten der Rinde unserer Erde gräbt man die versteinerten Reste längst ausgestorbener Lebewesen aus, deren Gehäuse den Paläontologen in den Stand setzen, daß er das Tier, die Pflanze im Geiste wieder aufzubauen vermag. So gelingt es öfters auch dem Sprachforscher aus den verwitterten Endsilben unserer Orts- und Flurnamen die Urformen der Grundwörter wieder herzustellen, auf die voralters diese Namen endigten, die uns dann zurückführen in Zeiten, die hinter unserer Gegenwart um Jahrtausende zurückliegen. An solchen sprachlichen Fossilien ist die Namenshaft der Wasserante der Nordsee, ist vor allem der Kreis Oostemünde besonders reich. Ich greife einige heraus.

Eine Spracheigentümlichkeit des Vielandes, auf die bereits Dr. Hermann Strunk in seinen „Flurnamen des Vielandes“ und vor ihm Menge und Ramsauer im 16. und 21. Jahrbuch der Männer vom Morgenstern, bzw. im 4. Oldenburger Jahrbuch aufmerksam gemacht haben, ist der Austausch zwischen den Endsilben — inge und — ie. So findet sich Wohnje neben Wohninge, Balje neben Balinge, Dürje neben Düring, Silje neben Siling. Hosihamm (heute auch entstellte in Heuhamm) benennt sich nach den Hosingen = Hosiern, den Bierhöfen (1739: Bierhöben). Der Familienname Brünjes, der neben Brünig nicht selten ist, bedeutet: Sohn des Brünje = Brünig.

Nun ist das Anhängsel — inge, — ingen, — ing in Orts-, Berg-, Fluß-, Boller- und Personennamen durch ganz Deutschland überaus verbreitet. Förstmann führt in seinem Altdutschen Namenbuch allein an Ortsnamen, die auf diese Nachsilbe ausgehen, rund anderthalbtausend auf. In den nordischen Sprachen findet sich Ing, Eng auch außerhalb der Zusammenfügung als selbstständiges Wort. Vgl. Eng (altenglisch) = Wiese, dänisch: Eng, altnordisch: Eng, schwedisch: Ång. Diese Bedeutung und die Verbindung mit dem Worte Hof führen uns auf die Urform der Endsilbe.

Der Ortsname Hosingen begegnet als Siedlungsname auch im südlichen Deutschland. Im Lande der Schwaben, in denen die Ortsnamen auf — ingen ganz besonders häufig sind, im württembergischen Neckarreis liegt das Dorf Höfingen; das Städtchen Hofheim bei Schweinfurt heißt im Volksmunde: Hofinge. Es ist gewiß kein Zufall, daß gleich daneben die Ortschaft Friesenhausen liegt. In altschweizerischen Ortsnamen erscheinen die beiden Grundwörter Hof und Inge in umgekehrter Folge. Das Dorf Pfäffikon am Züricher See hieß vor alters Pfaffinghoven, Dietikon früher Dietinghoven. Es ist klar, daß in diesen schweizerischen Ortsnamen — hoven die vorhergehende Silbe — ing, in Höfingen umgekehrt die Silbe — ingen das vorausgehende Wort Hof erklären soll, gerade so wie in dem Ortsnamen Hofheim, verglichen mit Hofingen, das Grundwort Heim das vorhergehende Hof verdeutlicht.

Die altdutsche Schweiz Sprache hat uns auch die Urform der Endsilbe — inge, — ing erhalten. Es ist dies der Ausdruck I(n) hegi = Einhegung, eine mit Inzung sinnverwandte Bezeichnung eines umhegten Bezirks, Stückes Land. „Der große Hof, alles in einer Einhäge, Mattland, Ackerland, Waldung und Weidgang“ heißt es einmal in einem Romane des Dichters Jeremias Gotthelf. „Einhege“ ist der Name eines Weilers. Es ist also Inge aus Inhege verkürzt unter dem Drucke des vorhergehenden Bestimmungswortes. In demselben Sinne begegnet in älterer deutscher Sprache auch das einfache Wort Hegi, Hege.

So versteht man, wie das Stedingerland in der heutigen Volkssprache schlechtweg „Stegeland“ heißen kann. Es erübrigt sich in dieser vollstündigen Bezeichnung diesen Ausdruck Hege, der in dem gewöhnlichen Namen Steding durch das Grundwort Ding vertreten wird, das eine Zusammenfügung ist aus Di — ing, Thi — ing, wie S. Wirth erkannt hat und eigentlich die eingehegte Gerichtsstätte bedeutet. Auf die erste Silbe des Namens Steding werden wir gleich zu sprechen kommen.

Die auf — inge, — ing, — ingen endigenden Ortsnamen sind im Regierungsbezirk Stade sehr zahlreich. Dr. E. Rütger zählt deren in der Heimatkunde des Bezirks, Seite 425, über 20 auf. Wir heben einige heraus.

Klar ist vor allem Hülfsingen (Kreis Lehe). Das Dorf war in der Urzeit mit einem Hege von Stechpalmen (Huls, vgl. Hülseberg, Kreis Osterholz) umfriedigt. Mooringen (Kreis Osterholz) bedeutet Inhege im Moor. Wümmingen (Kreis Achim) Hege an der Wümme, Büdingen (Kreis Rotenburg) Hege der „Büd“ = Leute, Sippe (vgl. Dietinghoven, Diet = Süd, Leute), Flögern, 1338: Blöghelinge erklärt sich durch das altdutsche Wort Flod = Pflock, Pfahl. Es ist also der Ort am gleichnamigen See aus einem Pfahlegehege entstanden. Flöschbeck bedeutet pflock-schiebig, so daß sich die Pfähle eines Staketts verstehen. Baden (Kreis Achim) 1230:

Bodnyngen, Gräpel (Kreis Stade) um 1100: Grupilinga, Seeslingen, Hemelingen (Kreis Zeven, bzw. Kreis Achim) sind Gründungen eines Bodo, Grube, Heflo, Hemilo.

Die Besitzer der Inge = Hege, Höfe aber hießen zur Zeit der Römerherrschaft Ingävonen (versteht: Ingväonen), die Plinius die „ersten unter den Germanen“ nennt. Zu ihnen, den Seeanwohnenden Ingävonen gehörten vor allem die Friesen, wie schon die alten ebenso gebildeten Namensformen: Frisävonen, Frisavonen, Frisabonen (R. Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme, Seite 138) erkennen lassen. Ihre Stammverwandten waren die Dänen und Schweden, die Verehrer des Ing-Frey, Herrn des Ings, oder Ingvi = Ing-Abi, Vater des Ings. Nach der Sage soll Ingvi als Knabe auf einer Garbe schlafend zu den Ostländern nach Schonen gekommen sein. Daraus ergibt sich fürs erste, daß Ingvi der Gott des Ackerbaues, der Fruchtbarkeit ist, sodann seine Verbreitung aus dem Süden, vom Festlande nach dem skandinavischen Norden. Hierzu stimmt auch, daß Frey als Sohn des Njord gilt, das die männliche Form ist zu Nerthus, der von den germanischen Küstenbewohnern, den Angeln, Friesen usw. verehrten Erdmutter, deren Kult Tacitus so anschaulich schildert. Nerthus — Njord erklärt sich durch den Ausdruck „nerthe, nerthe“ des Altniederdeutschen, das ist: „in der Erde“, den in diesen beiden Formen auch Homer kennt. Nerthus ist die „in der Erde“ wirkend gedachte Gottheit (As = altnordisch: As), die von der Diera nicht verschieden ist, nach der so viele Orte, Wälder, Berge in Niederdeutschland benannt sind. Der Name ist eine Zusammenfügung aus As (= As, As) und t'Gra, die Erde, also niederdeutsch: Gra, Er mit dem Vorschlag des Artikels. Dierholz am Rande des prachtvollen Buchenhains war ohne Zweifel eine Weihestätte der mitterlichen Erdgöttin, nach der das Christentum dann das Frühlingsfest, die Auferstehung des Herrn, benannt hat. Deshalb wurde diese altgermanische Kultstätte der Erdgöttin auch zur Gründung eines Frauenklosters ausgerufen. Säge, Haine sind die Heiligtümer, die die Gottheit sich selber erbaut hat. Auch die Hellener verehrten das höchste Wesen ursprünglich in heiligen Hagen. Das zeigt der Eichenhain des Zeus zu Dodona. Ja es geht das griechische Wort häglos, heilig auf den der Gottheit geweihten Hag, den Ausdruck für Tempel, Gotteshaus aber: Naos, Neos auf das germanische Wort Inbag, Inbege zurück. Wie in Nerthus — Njord ist der Anlaut verstummt; ebenso in dem altniederdeutschen: nerthe = in (der) Erde. Heißen doch die Friesen im Gudrunliede auch Hegelinge, so offenbar nach den heiligen Hagen, Hegen genannt. In „hiligen Hagen“ feierten noch vor wenigen Menschenaltern die Nordfriesen ihre Naturfeste und tanzten mit ihren Weibern und Bräuten um die Osterfeuer herum.

Es ist aber sicher, daß auch die Urigriechen, die Achaier (Achiver) nach den Hagen, ihren Heiligtümern ihren Namen erhalten haben. Wie in dem altdiesischen Ausdrucke Acht, Nebenform von Hacht = Versammlung ist der Hauchlaut in dem Namen Achaier unterdrückt. Später hießen die Achaier: Jaonen, verkürzt Jones, Jonier. Es sind die Abstammlinge der Ingävonen = Inbagväter, Bewohner der Inge, auch Ingegenoten, Ingegenossen wurden sie genannt. Vgl. altnordisch: Li neben Abi = Vater. Da haben wir denselben Wechsel zwischen Ing und Ja im Wortanfang wie wir ihn in den eingangs angeführten Flurnamen am Wortende gehabt haben. Es ist auch klar, daß Ja, Ze die jüngere Form ist, die aus der älteren Ing abgeklungen ist. In den griechisch-lateinischen Ländernamen wie Achaia, Italia vertritt sie die Silbe — ing — ingen in den deutschen Orts- und Landschaftsbezeichnungen wie: Schwabing, Nordalbingen, Lothringen. Beide Endsilben — ing und — ia miteinander verbunden erscheinen in dem Namen: Stedingia, worfür Stege (in Stegeland) die kürzeste Form ist.

Stege setzt sich aus Sete, verkürzt: Ste und Hege zusammen. Wie in den Landschaftsnamen: Wursten = Wursten, Holsten = Holsten, ferner in Dikster = Deichbewohner, Inste = Inasse, Landste = Landasse, ist auch in Stege der Selbstlaut des bestimmenden Wortteils verstummt, Stege also aus Satege, Setege, ursprünglich Sethge zusammengezogen und es bedeutet der Name den hegezen Wohnst, das umfriedete Land, den umfangenen Gerichtsbezirk, daher auch der Ausdruck: Stedingerland, Stedingia. Der Vokal liegt noch vor in dem Ortsnamen: Seth (Kreis Neuhaus); ferner in Abbensteth, Driftsteth, Geeststeth, Walsede. Dagegen ist er verstummt in: Birsten, 1105: Bursati, Fleeste, 1105: Fliesete, Beverst, vollstündlicher Name von Beverstedt, ursprünglich Beversteth, Siedlung an der Bever. In der amtlichen Benennung der Ortschaft: Beverstedt ist nochmals ein anderes Grundwort angetreten, das in den niederdeutschen Mundarten sehr verschieden lautet und geschrieben wird. Vgl. Ze, Zee in der ostfriesischen Zusammenfügung. Ze-Boom (Zee-Boom), Thee (Theestraße), Tie (Tieanger), Tieg (Tiegheld), Thie (Thieberg), Kaiser Ottos Tie in Göttingen, Zigge (Zigge-laut, der alte Brunnen nächst dem Rathaus in Paderborn). Vgl. Dr. Strunk a. a. O. Die Bedeutung dieses Wortes ergibt sich deutlich aus der Zusammenfügung Ze-Boom, wohin die Nachbarn in den Dörfern um den Upstalboom „zogen“, wenn sie der Gemeindebote dazu aufforderte mit dem Rufe: Zee to Thing! Der Ze- oder Tie-Platz war also der Ziehplatz unter der Dorfsinde, nach dem viele Ortschaften ihre Namen bekommen haben. Bierden (Kreis Achim) 1059: Birithi, um 1200: Biride; Falje, 1394: Valide; Farven, um 1130: Verniede; Kalbe, um 1500: Kaluede.

In Verbindung mit Ste = Sate, Sete erscheint diese Endsilbe — de in Ortsnamen: Adelstedt, 1202: Adelstede. Ahlerstedt, um 1420: Alerstede, Albstedt, 1105: Alpenstede, Alfstedt, 1425: Alvestede, Arstedt, 1105: Achenstede, Baaste, früher: Berstede, Badenstedt, 1150: Badenstede a. d. Bude, Bargstedt, 1420: Berchstede, Barnstedt, 1219: Berneftede, Beverstedt, ursprünglich ohne das — de: Beversteth, Bittstedt, im 16. Jahrhundert Biddestede, Brest, 1388: Brestede, Bülstedt, 1150: Bülvestede, Bulvestede, Debstedt, 1335: Debstedede, Deinste, 1383: Dehnstede, Deinstedt, 1225: Dehtede,

Drangstedt, 1338: Drangstede, Gifstedt, 1354: Ghyderstede, Glinstedt, im 16. Jahrhundert Glindestede, 1230: Glinsete, Hanstedt, im 16. Jahrhundert Honstede, Hakte, 1500: Harstede, Heerstede, 1469: Herstede, Hipstedt, 1230: Heppenstede, Horstede, 1139: Hostede, Rührstede, 1139: Curside, Kurfstede, 1420: Cufstede, Lamstedt, um 1100: Lamestede, Lehnstedt, 1105: Hlitenstide, Logstedt, 1059: Lactidi, Lübbherstedt, 1105: Lubberstedi, Malstedt, 1130: Malstede, Medelstedt, 1230: Mekelenstede, Minstedt, vor 971: Menstidi, Otterstedt, 1219: Otterstide, Ringstedt, 1397: Ringstede, Rodstedt, 1394: Rotstede, Rustje, 1500: Rustede, Sandstedt, 1105: Santsteti, Scharnstedt, 1203: Scarnstede, Sellstedt, 1139: Scelligstede, Tarmstedt, 1470: Tervenstede, Tinst, 1230: Tunstede, Tiste, 1500: Tyfede, Wifstedt, Willastede, Wifstedt, um 1300: Wyhstede, Wittstedt, 1105: Wittenstede, Wohlerst, um 1340: Woldestede, Wohnst, 1500: Groten und Lutten Wodenstede, Wollingst, um 1300: Wollinustede.

Die kürzeren Ortsnamen wie: Einste, Hellingst, Tinst, Tiste, Varste, vor allem aber die offenen Namensformen: Glinsete, Beverseth, dazu die vorher verzeichneten: Abbenseth usw. zeigen, daß dieses so häufige Anhängel — stede, — stede nichts mit dem nichtsagenden schriftdeutschen Anhangel: Stätte, nhd. Stata zu tun hat, sondern aus Sete — te oder — de verfürzt ist. Zweifelloß gehen diese Namen in die altfriesisch-heidnische Zeit zurück. Hierfür zeugen die Namen: Wodenstede, wohl auch Hellingst (Kreis Osterholz), es war der Ort eine Kultstätte der Hel, die von der Nerthus-Ökera nicht verschieden ist. Dem Donar war geweiht: Donner n (Kreis Geestmünde), 1185: Thonrede. Ebenso wohl Düring (Kreis Geestmünde), 1202: Düringe; ebenso heißt ein Hof bei Loxstedt; ferner: Döringsworth und vor allem Dorum = Dor-Heim. Vgl. Midlum, 1219: Midelhem = Mittelheim, Northum = Nordheim, Sorthum, 1280: Sutttherim = Südheim.

Dorum, der Hauptort des Landes Wursten, wird durch den Düringer Weg mit dem Hofe Düring verbunden. Ing und Heim, Hem sind sinverwandte Ausdrücke: Ing = Inzag, Inhege; Hem, Ham bedeutet im Friesischen einen mit Wall oder Graben umgebenen Kamp. Es waren also diese Ortschaften in der Heidenzeit „Höfe“, dem Himmels-gotte heilige Kultstätten. Donar oder Dor, Dur war vor allem der Gott der Bauern. Die Sachsen und Thüringer, um 400 v. Chr. Toringen genannt, waren seine Verehrer. Die letzteren sind nach ihm benannt oder vielmehr ihre Siedlungen, ihre Dörfer heißen nach ihm. Dester ist noch das Grundwort Heim an dem Ortsnamen: Düring, Töring angetreten. So erklären sich die verschiedenen Dürheim und Türkheim im südwestlichen Deutschland. Es sind aber Donar (Donner) und Dor verschiedene Benennungen desselben Himmelsgottes, wie der Ausruf: Donner und Doria! (in Schillers Fiesco) beweist. Doria ist nach dem Vorhergehenden eine wunderliche Nebenform von Doring, Döring, die den heiligen Bezirk des Gottes bezeichnet. Der gleiche Gott des Himmels, nur wieder mit einem andern Namen ist im germanischen Norden Ingui (= Ingavi, altnordisch Ivi = Vater), bei den Griechen, den Joniern: Inkehos = Gott des Inzags. Daß die Griechen auch den anderen Namen: Dor (Dor) kannten, zeigen die damit zusammengefügten homerischen Namen: Stentor und Elektor. Ersterer, bei Homer zum Helden erniedrigt, brüllt in der Schlacht wie fünfzig andere Männer — also ursprünglich kein anderer als der Steinthor, der Donnergott — Elektor aber ist ein Beinamen des Sonnengottes, der im heiligen Mäh, Elek oder in Hag, in der Hege verehrt wurde. Er hieß daher auch ohne die erste Silbe M, El Ektor, die der Gott, Dor der heiligen Hege, den die Volksfage und nach dieser die Dichtung, die aus ihr geschöpft hat, gleichfalls in einen Helden verwandelt hat, der die heilige Hege Troia schirmte, dessen Mutter Hefabe heißt, die „Mutter (Ube, vgl. Hess. Aluwe) der Hege“. Als Beschützer Ilios wird er auch Korythaios genannt. Die altherkömmliche Deutung: heilenshüttelnd ist eine Volksetymologie, kann unmöglich richtig sein. Das Beiwort ist mit dem Namen Ektor sinnverwandt, bedeutet: Stadtväterchen. Nialos ist die Schmeichelform von dem altnordischen Vaternamen Ni (vgl. Nialos und Nialos, Vater des Hags), Koryth mundartlich zerdehnt aus Korth = Gart, Garten. So nannten die nordischen Wikinger die Ros (Rus), die von ihnen gegründet mit Ruten und Weibbändern umhegt, auf fremdem Boden gegründeten Hage, Thingstätten und Gärten nannten noch die Hanseaten im ausgehenden Mittelalter ihre Siedlungen. Oftmals sind daraus Burgen und Städte entstanden; so aus der Hege die Burg und Stadt Troia (= Inzag, In der Torz!)

Eine solche Hege, In = Inhege im heiligen Hag war auch der dreifache Erdwall bei Kirchwardt: die Monsillenburg. Silie = Siling, gleichbedeutend mit Hofinge, Hofje, denn Sil, Sel = Salhof, Sedelhof, Selhof, Sattelhof. Auch Monslowe hieß das von den Ostfriesingern zerstörte „feste Haus“ nach dem Salhofsherrn, den „Monslowe“. So hieß er als Gefolgsherr, als Vater (Dwive) der von ihm unterhaltenen Mannen. Mon = Man ist ein Mehrheitsbegriff wie im Nibelungenliede der Ausdruck: Siretes man = die Mannen, Mannschaft Siegfrieds.

Die vielen Ortschaften aber, deren Namen auf — sete, — ste, — stede ausgehen, sind Gründungen der Saten = Sassen, Sässigen, Sachsen, der ansässigen Bauern. Als Ansitzer, Besitzer führten sie diesen Ehrennamen, nicht etwa nach dem Schwerte. So hießen auch bei den alten Römern die Grundbesitzer: assidni, die Ansässigen, plattdeutsch: aseduch. Ihre Hauptthingstätte war der Hof Sassenfingen im Kreise Lehe, 1383 noch: thu den Sassen Dynghen genannt. Aus Saffig ist Sasse verfehlt, nicht umgekehrt: Sasse aus Sasse. Bestimmtere Benennungen der Saten = Sassen sind: Holsten = Holstaten, Walstaten (Gau Walstati!) und

Wursten = Wurstaten. Die von den Sachsen verehrte Stammesgotttheit hieß nach ihnen Sagnot, d. i. ursprünglich Sassegen — Atta, Vater der Sassen. Dem „Thunar, Wodan und Sagnot“ mußten die unbefehrten Sachsen bei der Taufe widerstehen. Es sind dies drei Namen desselben Himmelsgottes gerade so wie Gott Vater, Sohn und heiliger Geist im Christentum. „Vielnamig ist die Gottheit“, sagt schon Sophokles.

Zum Schlusse sollen noch zwei Namen, gebildet wie Monsilie, die Nord und Süd, Friesland und Griechenland mit einander verbinden, kurz besprochen werden. Es sind die beiden: Ogygie, die Wohnstätte der Kollypo und Scherie, die Heimat der Phäaken; bei Homer zwei Inseln, in Wirklichkeit zwei Inselgruppen oder Inge, Inhegen.

Ogygie steht nach griechischem Lautgesetz für Woggygie wie Odin für Wodan steht, bezeichnet die Welt der friesischen Eilande, ist eine Zusammensetzung aus Woge = Meer, bewegte See und Og = Au, Insel (vgl. Langoog, Wangoog). Ebenso steht Atalante, der Name zweier griechischer Inselchen (bei Salamis und in der Bai von Opus, Euböia gegenüber) für Batalant, Wattenland. Hierzu ist Atlantis mit Thalassa, Meer verbunden bei Herodot (1,202) der Wessensfall, also Thalassa Atlantis das Meer des Wattenlandes. Von diesem in der schlammigen, trüben Nordsee, die an der Doggerbank nur 15 Meter tief ist, versunkenen „Insel“ ist Helgoland, der „Gau der Hel“ nur allein noch übrig. Die Hel, die „Tochter des Wattenlandes“ (Thygatu Atlantos), ist die Meer-nymphen Kallypsso, dies die griechische Uebersetzung von Hel, eine Ableitung von kalypten, hehlen. Das Nebenbild der Todesgöttin Hel ist die nordische Rán, daher der Name der Toteninsel Renna bei Delos, der Begräbnisplatz der Delier.

Scherie nannten das Schiffervölkchen der Phäaken, die aus den oberen Inhegen (Gypreia), dem friesischen Scherengarten, in ihre neue Heimat eingewandert waren, die Inseln, die wir heute die „ionischen“ nennen. Eine andere Benennung für sie war Keryra, schwedisch: Skergard, die dann an der größten, dem heutigen Korsu haften geblieben ist. Die Phäaken waren Abstammlinge der friesischen Bojunga und Beninga, zweier altberühmter Häuptlingsgeschlechter, die ihre Namen nach den Bon = oder Bann-Ingen, Hundertschaftsgehegen haben. Nausthooz, der „Heritogo (Herzog) des Schiffszugs“ (Name = Schiff, Si = Zieh, Zug) hatte sie dahin geführt, um sie vor den Anfällen der Kyplophen zu sichern. Es waren dies die auf dem Hügel (Wursten) an der Küste wohnenden Chauken, von denen Homer das bekannte karrierte Bild gezeichnet hat, ihr Vertreter Kollyphen, der Mann (altfriesisch Em, englisch Em = Mutterbruder) auf dem Wurthofe (Pol = runder Hügel, ein anderer Ausdruck für Chau), dessen Namen Kyplos die griechische Volksetymologie sich mit Rund- oder Kreisauge gedeutet hat.

(Im übrigen verweise ich auf die demnächst erscheinende Schrift: „Germanien, das Mutterland der arischen Götter, Sprache und Volksstämme.“)

Büchertisch.

Johanna Harms und Dr. Heinrich Harms „Heimatflänge“ aus niederelbischen Gauen (Christians Verlag Hamburg.) 111 Seiten. Preis 2.— Mark.

Unter dem Titel „Heimatflänge“ aus niederelbischen Gauen ist soeben ein Buch erschienen, das in hochdeutscher und plattdeutscher Sprache Ernstes und Heiteres aus dem Altenlande in Poesie und Prosa bringt. Das 111 Seiten starke Buch ist mit reichem Bildschmuck versehen und führt mit seinen 25 ausgezeichneten Naturaufnahmen dem Leser die schönsten und charakteristischsten Punkte des Riesenlandes vor Augen. Wenn zur Blütezeit die Tausenden und Abertausenden von Menschen ins Altland strömen, um den Blütenzauber auf sich wirken zu lassen, so dürfte dieses Buch ihnen ein willkommenes Begleiter und Führer sein, sich ein Bild zu machen, nicht nur von der Schönheit dieses gottbegnadeten Landschafts, sondern auch von der Wesensart seiner Bewohner. Ihr Fleiß, ihr Festhalten an der Ueberlieferung, das sich besonders in den noch in Hülle und Fülle vorhandenen typischen strohgedeckten Fachwerkhäusern zeigt, und auch ihr etwas verschlossenes Wesen finden eine Erklärung in der endlosen Kette der Schicksalstragödien, die besonders infolge schwerer Sturmfluten über Land und Bewohner hereingebrochen sind. Ueber alles dies werden wir von der kundigen Hand der Verfasser, die selbst Altländer sind, eingehend unterrichtet. Neben den historischen Erzählungen „Sturmflut“, „Feinde im Lande“, „Auszug der Bauern“ usw., wird die große Anzahl poetischer Beiträge mit ihrem teils ergreifenden, teils erbauenden und erheiternden Inhalt ihre Wirkung auf den Leser nicht verfehlen. In Anbetracht des außerordentlich billigen Preises von 2.— Mark sollte sich niemand die Gelegenheit zur Anschaffung dieses ausgezeichneten und in seiner Form neuartigen Buches entgehen lassen.

* Max Tepp, Ein niederdeutscher Dichter in Südamerika. Fern der Heimat, in Buenos-Aires, feiert der Dichter-Komponist, der am 12. Juni in Hamburg geboren wurde, seinen vierzigsten Geburtstag. Neben zahlreichen pädagogischen Werken, die Tepp herausgab, schrieb er eine Reihe von Tanzliedern, durch deren Herausgabe er wesentlich zur Wiederbelebung der Volkstanzbewegung beitrug. Von diesen Volks-tänzen, die er selbst in Musik gesetzt hat, sei besonders die Sammlung „Die Danzshoh“ (Richard Hermes Verlag, Hamburg 37) erwähnt.